

## Kritik

Posada von Walter Serner/ Uraufführung

1982

Im Cafe de Juan Lago Romero ist es Zeit für den ersten Aperitif. Hier meint man damit den Drink, der die nächsten vorbereitet. Irgendwo döst ein betrunkenener Matrose vor sich hin. Eine gebückte Alte serviert Rotwein. Der Raum ist umstellt von mannshohen Leinwänden. Schemenhafte Gestalten sind darauf zu erkennen. Madr` Aurora, die Alte, bedient ihre Stammgäste. Die haben auf grünen Holzbänken Platz genommen. Sicher hat es hier im „Romero“ früher einmal Stühle gegeben, doch dann ist man, nach der zweiten oder dritten Schlägerei, auf bruchfestes Mobiliar umgestiegen. Da sitzen sie: Marie Herault alias „La Rousse“, mit Kriegsbemalung und kaltem Peseta-Blick, hier auch bekannt als „Die tote Marie“, weil sie schon zweimal niedergeschossen wurde; Menendez, der zerknitterte Dandy und Tequechel, ein zerrissener älterer Herumtreiber mit jiddischem Akzent. Die Stimmung ist gereizt, offensichtlich geht es um ein Spiel mit hohem Einsatz. Tequechel rekapituliert: „La Rousse geht ins Ritz. Um eins Uhr. Um eins Uhr zwanzig ich.

Wartet Lipe auf mich. Bis eins Uhr fünfundvierzig. Gesetzt nicht klappt es: So zerrissen wird Kurszettel. Neben die Portierloge. Und alles – alivia, alivia! Klappt es, so. Wissen wir ja längst alles“ unterbricht Felipe „Lipe“ Menendez. „Aber La Rousse, es erweckt nicht gerade Vertrauen, wenn man einem vakanten Chauffeur ein Taxa zufährt“. Das ist Kritik an der Planung. Marie fährt auf: „Chiottes! Primo ist es ein Privatauto. Und secundo hat er doch nur zu warten.“ Tequechel ergänzt: „Und terzo. Ihm könnte sagen. Es ist Agnoszierung von Hochverrat.“ „Am besten wäre Agnoszierung eines Ehebruchs.“ „Flasflas“ wischt Marie die Einwände weg. „Überhaupt kommt es auf den Mann an“. In derartig heruntergefetzten Tempodialogen wird man sich einig. Allerdings: Für eine elegante Pointe nimmt man sich Zeit. Doch das liegt am Autor dieser Szenen. Der heißt Walter Serner, ist promovierter Jurist, Dandy und Verfasser eines berühmten Dada-Manifestes. „Posada oder der große Coup im Hotel Ritz“ war das einzige Theaterstück, das Walter Serner schrieb (1925). Es nimmt sich aus wie eine Überdosis Weltgangstertum, gemixt aus Serners Manie für das Absteigen in Absteigen und Grand Hotels, Horvaths Komödie „Zur schönen Aussicht“ und Merimees Stierkampf-drama „Carmen“, wo eine Frau den Stier macht, und ein Polizist den Torero.

Vor den in hohen Tönen kultivierten Ganovengesprächen des „Posada“ staunt die Logik und der Verstand wundert sich. Die Auflösung des großen Coup verlangt nach einem Detektiv von Klasse, einem Sherlock Holmes, der ausreichend Morphinum in der Blutbahn zirkulieren hat. Der Typ „Kommissar Keller“ ist hier nicht gefragt.

Serner, stets auf Reisen, hat die einzige Aufführung seines Posada – am 6. März 1927 als geschlossene Matinee-Vorstellung der Theatergruppe „Junge Generation“ im Theater am Zoo – nicht miterlebt. Für ihn saß sein berühmter Freund und Illustrator, der Maler Christian Schad im Parkett, entgegen Serners „Lockerungsübung No. 332“, welche empfiehlt: „Geh nie ins Theater. Du verdirbst dein Spiel“.

In der Werkstatt des Schillertheaters wollen Regisseur Thomas Reichert und Dramaturg Klaus Völker – sie brachten im letzten Jahr Marie Luise Fleißers „Tiefseefisch“ zur deutschen Erstaufführung – beweisen, daß Serners „Posada“ zu Unrecht als unspielbar gilt. Klaus Völker selbst hat eine kleine Rolle übernommen. Er spielt einen Betrunkenen. Die Bühnenbilder sind wirklich welche – großformatige Gemälde von Georg Herold. Die Rollen lesen sich wie Steckbriefe, und Graf Drakatos (Peter Matic) der von Posada (Ulrich Haß) ausgebootet wird, steht sicher genauso im „Who is Who“ von Interpol wie Kamilla Schlitten (Sabine Sinjen), die schließlich mit Posada durchbrennt. Nur um einen Koffer Juwelen ging es schon Serner nicht. Seine Gauner sind Lebenskünstler über dem Abgrund. Sie haben Stil. Jeder, der in diesem

Milieu seine Haut zu Markte trägt, will sie so teuer wie möglich verkaufen. „Mut und Form“ heißt die Devise, man versteckt die Pose nicht – man stellt sie aus. Serner: „Nur hier ist man aufrichtig, im Angesicht des Drecks“. Man legt sich Marotten zu: Barbara Frey als Marie dirigiert ihre Bande mit einem Kaffeelöffel. Friedhelm Ptok als Menendez läßt sein Stöckchen kreisen. Kultivierte Tics. Visitenkarten. Russische, amerikanische, französische Akzente trägt man hier wie die Blume im Knopfloch. Eine Szene zwischen Sona Mac Donald und Andreas Bißmeier, halb Rendezvous, halb Geschäftsabsprache, wird Dutzende Male variiert. Tam-tam betritt das Cafe und sagt dem ihr wildfremden Puller auf's Gesicht zu: „Sie lieben mich!“ Wie spielt man das? Die endgültige Fassung – ein eiskalter Flirt über einen Spiegel – hat mit der ersten nicht viel zu tun. Doch ohne sie wäre sie nicht gefunden worden. Serners Dialoge geben sich dokumentarisch wie die Stenogramme eines Polizeispitzels. Keine Geschichte, am allerwenigsten Lebensgeschichte, Psychologie. Nur der Moment zählt. Auf das Stichwort „Kultur“ reagiert er mit einer lässigen Wegwerfbewegung. Literatur sieht er als Schwindel, und „Lust ist der einzige Schwindel, dem ich Dauer wünsche“. Eine „Desperado-hafte Lethargie“ sah er über Europa hereinbrechen, in der man „zu nichts entschlossen ist, zu allem“. Apocalypse wow – auf der Grundlage einer kolossalen Bildung.

Die Aphorismen Lichtenbergs seien das einzige, was zu lesen sich noch lohne. Und Georg Christoph Lichtenberg, der mit Goethe und Herder korrespondierte, schrieb schon im 18. Jahrhundert: „Wir fressen einander nicht, wir schlachten uns bloß“, oder: „In einer so zusammengesetzten Maschine wie dieser Welt spielen wir, dünkt mich, aller unserer kleinen Mitwirkung ungeachtet, was die Hauptsache betrifft, immer in einer Lotterie. Oder: „Wenn ich nur wüßte, wer es dem ehrlichen Manne beibringen wollte, daß er nicht klug ist.“

Walter Serner teilt das Schicksal seiner Roman- und Theaterfiguren – nur Detailaufnahmen, verstreute, geben Aufschluß über seinen Lebensweg. Er wird 1889 in Karlsbad geboren, studiert Jura in Wien und promoviert 1913 über das Thema: „Die Haftung des Schenkers wegen Mängel im Rechte und wegen Mängel der verschenkten Sache“. 1914 setzt er sich aus Berlin in die Schweiz ab, wo er, zusammen mit dem Maler Christian Schad, den „Sirius“ herausgibt, der acht Nummern erlebt. 1920 erscheint „Letzte Lockerung“, Serners Dada-Manifest, eine Sammlung von Aphorismen und Epigrammen, ein „Handbrevier für Hochstapler“, das das „Ende aller Philosophie verkündet“, und wie Hans Richter schrieb „eigentlich das letzte Wort“.

Serner geht nach Paris, bricht mit der dortigen Dada-Bewegung (Tristan Tzära) und pendelt fortan zwischen Barcelona, London, Paris, Berlin, Genf hin und her. In dieser Zeit entstehen seine Geschichten und Romane sowie das Theaterstück „Posada oder der grosse Coup im Hotel Ritz“. 1927 erscheint das Gesamtwerk in sieben Bänden, komplettiert um den zweiten Teil der „Letzten Lockerung“, Startauflage 3000, die sich nicht verkauft.

Ab 1928 verwischt sich die Spur. Der Verleger wirbt mit ominösen Hinweisen auf eine Unterwelt-Karriere Serners. In Wirklichkeit plant Dr. Serner seinen Absprung, und das ist in diesen Zeiten, die allmählich eng werden, mehr als ein Coup: Schon 1927 schreibt er: „Niemand kann sehr lange aus dem Vollen auf das Leben losgehen. Man muß im richtigen Augenblick aufzuhören wissen.“ Als 1933 seine Bücher verbrannt werden, lebt er schon längere Zeit verheiratet in der Leimergasse in Prag, die später zum Getto gehört. Die letzte Detailaufnahme konnte, mußte Thomas Mich, Herausgeber des im Münchner Klaus Renner Verlag erschienenen Gesamtwerkes Walter Serners, hinzufügen. Ein Dokument der Reichswehr zerstörte unerbittlich alle Legenden um den „Baron“, den man nach dem Krieg schon als Bordellbesitzer in Argentinien gesehen haben wollte. Walter Serner wurde am 10. August nach Theresienstadt abtransportiert, am 20. August weiter nach Osten, zusammen mit 1000 anderen Opfern, „mit unbekanntem Ziel“.